



Zum Geleit .....	3–5
Die jüdisch-christliche Tradition als Voraussetzung für das Entstehen und Bestehen einer freien Gesellschaft .....	6
<i>Vortrag an der «Kadertagung» der SVP 2011</i>	
I Grundlagen der Freiheit.....	7–22
a) <i>Teilung der Macht, Freiheitsräume</i>	
b) <i>Freie Wahl, Kriterium der persönlichen Eignung</i>	
c) <i>Freiheit im Gegenüber zur Schöpfung</i>	
d) <i>Freiheit im Gegenüber zu Geschichte und sozialer Ordnung</i>	
e) <i>Freiheit im Gegenüber zum Persönlichen –         Freiheit zur (Selbst-)Kritik</i>	
f) <i>Freiheit von der Verantwortung für das Ganze         und die letzte Vollendung</i>	
II Aktuelle Gefährdungen der Freiheit .....	23–31
a) <i>Vertrauensverlust und Zentralisierung</i>	
b) <i>Institutionalisiertes Misstrauen gegenüber         der selbständigen Berufstätigkeit</i>	
Zum Schluss: Selbstbescheidung der Politik.....	32–33
Aktivitäten im Namen der Stiftung .....	34–38
<i>«Von Liebe wegen»: Die Installation zum         Bruder-Klausen-Brief in Winterberg ZH</i>	
<i>«Wie gseit»: Mit Mani Matter lachen und weinen         über Politik, Kirche und Kunst</i>	
<i>Die Mächte dieser Welt und die Macht der Liebe:         Ein dreiteiliger Kurs zum Lebenswerk Jakob Künzlers         Gottesdienst in Bettingen BS</i>	

Im Wahljahr 2011 sammelte sich die Schweizerische Volkspartei im Thurgauischen Horn zu einer sogenannten Kadertagung. Die Parteileitung wollte ihre Vertreter ausrüsten für den anstehenden Wahlkampf. Nachdem mein Kollege Peter Ruch erkrankt war, wurde ich gebeten, an seiner Stelle ein Referat über die Voraussetzungen der Freiheit zu halten. So kam es, dass ich neben dem Philosophen Detmar Doering, dem Medizinhistoriker Christoph Mörgeli und Bundesrat Ueli Maurer vor einer aufmerksamen Schar von Repräsentanten der grössten schweizerischen Partei einen Vortrag hielt, der mir zwölf Jahre später noch aktueller zu sein scheint als damals.

Schon damals war klar: Ich hatte die Zuhörer mitgenommen auf einen Weg, der sie einen Moment lang packte und fröhlich werden liess. Ich bekam viel Applaus und viele dankbare Reaktionen. Doch ich hatte die Parteivertreter überfordert. Was ich ihnen vorgetragen hatte, blieb am Ende für sie eine fremde, allzu feingliedrige Welt. Und vor allem: Es blieb eine Welt, aus der sich kein politisches Kapital schlagen liess. Im Gegenteil: Der Vortrag liess die Zuhörer einen Moment lang aufatmen, weil er ihnen vergegenwärtigte, dass es mehr und wichtigeres als Politik gibt, und dass der bevorstehende Kampf zwar wichtig, aber doch kein allesentscheidender Kampf war. An einer solchen Ablenkung und Entlastung ihrer Leute konnte die Parteileitung kein Interesse haben.

Dies umso mehr, als der Vortrag ins Licht stellte, dass es neben der Politik ein anderes, noch wichtigeres Tätigkeitsfeld gibt – nämlich die Aufgabe, die Grundlagen für das Gottvertrauen zu bewahren und fruchtbar zu machen. Diese Aufgabe liegt in unserem Land seit Generationen in den Händen der Kirchen. Und jeder halbwegs aufmerksame Zeitgenosse muss konstatieren, dass die Kirchen derart leidenschaftslos, moralinsauer und verzettelt am Werk sind, dass ihre Tätigkeit keine Kraft entwickelt und nichts beiträgt zu dem, was ein Hauptanliegen vieler SVP-Wähler ist, eben, dass die Freiheit in unserem Land Bestand habe.

Direkt nach dem Vortrag wurde ich in zwei, drei Voten konfrontiert mit dem pau-

schalisierenden Vorwurf: Warum ist dann die Kirche immer gegen uns? Gegen die SVP? Ich war für die Zuhörer der Repräsentant «der Kirche», und es interessierte niemanden, dass ich in meiner reformierten Landeskirche zum Dissidenten geworden war, weil ich über viele Jahre hinweg die Weichenstellungen dieser Kirche mit beharrlicher Kritik in Frage gestellt hatte. Ich konnte auf den simplen Vorwurf nur antworten mit der ebenso simplifizierenden Gegenfrage: Warum habt ihr die Kirchen den Linken und den Netten überlassen?

Im Wahlkampf kann keine politische Partei interessiert sein an Erkenntnissen, die neu ins Bewusstsein heben, was uns vor all unserem Wollen und Tun vorgegeben ist, so dass wir es nur treu verwalten und dafür danken können. Eine Partei will Stimmen fangen und ihre Macht ausbauen. Sie muss sich konzentrieren auf das, was sich als menschlich machbar präsentieren lässt, und muss – möglichst laut! – versprechen, dass sie diese Verbesserungen rasch verwirklichen werde.

Das heisst: Je mehr sich die öffentliche Diskussion auf die politischen Fragen konzentriert, je mehr die Vorstellung aufgebaut wird, dass sich mit den politischen Wahlen etwas ganz Entscheidendes ändern könne, umso weniger sind die Menschen interessiert an Einsichten, die an die Grenzen des Machbaren – und an all das erinnern, was uns vor all unserem eigenen Schaffen an Gutem gegeben ist. Es ist ein Signal, das uns alarmieren müsste: Wir feiern in diesen Tagen die Bundesverfassung von 1848, während der Eidgenössische Dank-, Buss- und Betttag fast vollständig in Vergessenheit geraten ist.

Auch für die vielen, die sich mit grossem persönlichem Einsatz für das politische Wohlergehen unseres Landes engagieren, ist das fatal. Sie geraten in die Versuchung, dass sie Lösungen versprechen für unlösbare Schwierigkeiten und damit beitragen zu einem Geflecht von Heuchelei, das die Verachtung vor «den Politikern» nährt. Auch wenn sie sich persönlich sehr redlich um ein vernünftiges und respektvolles Miteinander bemühen, fällt auf sie der Vorwurf, dass es in «der Politik» ja sowieso nur um die Interessen von Machtmenschen gehe. Ohne dass sie

persönlich schuld daran sind, ernten die politischen Verantwortungsträger damit, was ein erfolgreicher Wahlkampf unter die Menschen trägt, und was der Zwang zur profilierten Propaganda in der Bevölkerung bewirkt: Sie schmeichelt den potentiellen Wählern, als ob sie Könige wären, die ein Recht haben, dass man sie bedient und ihnen vorsetzt, was sie bestellen. Aus Eidgenossen, die mit einem gemeinsamen Einsatz gemeinsame Aufgaben bewältigen, macht der politische Wahlkampf Konsumenten, die wählerisch das Angebot durchblättern und am Ende ihre Bestellung aufgeben.

Die herausragenden Exponenten der SVP bliesen damals im Wahlkampf 2011 zum «Sturm aufs Stöckli». Vergeblich versuchte ich dem damaligen Präsidenten in einem kurzen persönlichen Wortwechsel darzulegen, dass sich die Partei damit etwas ganz und gar Unschweizerisches vorgenommen hatte. Denn unser Land lebt ja davon, dass die Parteipolitik in der Grossen Kammer zu ihrem Recht kommt, dass aber im Ständerat Menschen beraten und entscheiden, die ihren Auftrag durch eine Persönlichkeitswahl erhalten haben. Doch auch die Partei, die das Erbe unseres Landes bewahren möchte, lässt sich je wieder verführen von Plänen, die einen Machtzuwachs versprechen, auch wenn das auf Kosten dessen geht, was unserem Land an Gutem zugewachsen ist.

Beim Nachtessen damals in Horn kam ich dann ins Gespräch mit Gemeindepolitikern, denen ich gern und mit grossem Respekt zuhörte. Sie erzählten mir, wie sie in ihrer alltäglichen Arbeit kleine und grössere Konflikte lösen und vernünftige Anliegen auch gegen den Widerstand von verfilzten Interessen auf den Weg bringen müssen. So gaben sie mir Anteil an dem, was in der politischen Verantwortung Mühe und Freude macht, und weckten in mir neu die Dankbarkeit dafür, dass sich immer noch begabte Menschen für diese Aufgabe finden. Und ich fragte mich: Warum gelingt es keiner Partei, dieses Schaffen von so vielen Menschen ins Licht zu stellen und zum Leuchten zu bringen, was unserem Land damit geschenkt ist?

---

## Die jüdisch-christliche Tradition als Voraussetzung für das Entstehen und Bestehen einer freien Gesellschaft

Vortrag am 7. Januar 2011 an der «Kadertagung» der SVP in Horn  
Durchgesehen und mit einigen Aktualisierungen versehen für die  
Publikation im Wahlberbst 2023

Sehr verehrte Damen und Herren,  
haben Sie Dank für die Einladung, zu Ihnen zu reden zum Thema: «Die jüdisch-christliche Tradition als Voraussetzung für das Entstehen und Bestehen einer freien Gesellschaft» – mit Fragezeichen. Ich möchte Ihnen darlegen, warum man das Fragezeichen ohne weiteres weglassen kann. Unsere eidgenössische Freiheit wird auf Dauer keinen Bestand haben, wenn das jüdisch-christliche Erbe seine Kraft verliert.

In seinem 1996 erschienenen Bestseller hat der umstrittene Politikwissenschaftler *Samuel P. Huntington* breitenwirksam den Begriff vom «Kampf der Kulturen» geprägt. In diesem Zusammenhang weist er darauf hin, dass eine demokratisch offene Gesellschaft ihr Entstehen zu einem grossen Teil den christlich-abendländischen Vorgaben verdankt. Er begründet das im Wesentlichen von der Geschichte der Institutionen her. Als Theologe und Pfarrer möchte ich das im ersten Teil meiner Ausführungen veranschaulichen (I a und b) und ausweiten mit Überlegungen zur Geisteshaltung, die von den religiösen Vorgaben aufgebaut wird (I c bis f). Im zweiten Teil möchte ich dann beispielhaft herausstellen, wo ich im Moment unsere Freiheit am meisten gefährdet sehe (II a und b).

---

## I Grundlagen der Freiheit

### a) Teilung der Macht, Freiheitsräume

Huntington streicht heraus, dass sich in unseren Breitengraden während Jahrhunderten die kirchliche und die staatliche Macht gegenseitig begrenzt, bekämpft, konkurrenziert haben. Das hatte zur Folge, dass es immer zwei Machtbereiche und ihre Vertreter gab. Wer mit der einen Instanz nicht zu Recht kam, konnte zur anderen fliehen. Oft wurden neue, unbequeme Ideen protegirt, weil damit die eine Seite die andere herausfordern, ärgern, in die Schranken weisen, schwächen konnte. Ganz praktisch und handfest ergaben sich daraus Freiräume.

Einige Beispiele: *Wilhelm von Ockham*, im 14. Jahrhundert ein Vordenker der modernen Skepsis gegenüber abstrakten Verallgemeinerungen und Fürsprecher für die Wahrnehmung der Einzelercheinungen, musste aus dem päpstlichen Einflussbereich an den Kaiserhof fliehen. Umgekehrt wurde ein gutes Jahrhundert vor ihm *Franz von Assisi* vom lokalen Bischof und dann auch vom Papst gegen die Ansprüche seiner Familie und seiner Stadt protegirt. *Martin Luther* hat bekanntlich sein aufklärerisches, kirchenkritisches Wirken nur unter der schützenden Hand des Kurfürsten vorantreiben können. Der grosse lutherische Astronom *Johann Kepler* dagegen hat ein Jahrhundert später im lutherischen Tübingen keine Stellung bekommen, wohl aber am kaiserlichen Hof in Prag. Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren. Konkurrierende Herrschaftsräume schafften Möglichkeiten für ein freies Denken. Daraus ist später ein noch grösserer Pluralismus von unterschiedlichen Machtsphären gewachsenen. Unsere föderalistische Ordnung begünstigt das wohltuend.

Freiheit ist nichts Abstraktes. Es nützt nichts, wenn mit schönen Worten deklariert ist, dass ich frei denken und sagen darf, was ich will. Das Denken braucht Zeit, und es ist auf den kritischen Austausch angewiesen und muss sich in der Praxis bewähren können. Man muss seine Theorien zur Diskussion stellen, überprüfen, klären, festigen können. All das braucht Freiräume. Die Unterscheidung von geistlicher und weltlicher Macht hat solche Freiräume geschaffen.





Gewaltenteilung zwischen Staat und Kirche: in der Mitte, unter dem Symbol der göttlichen Dreifaltigkeit, Helvetia als abstrakte Repräsentantin vom Wunsch zum Miteinander. An ihrer rechten Seite die Staatsmacht mit Schwert und Rüstung, an ihrer linken Seite die Religion mit den Zehn Geboten und dem Kreuz (Tuschzeichnung von Ludwig Vogel 1813).

Die Trennung und die immer neuen Konflikte von Kirche und Staat, die für die westliche Kultur typisch sind, hat es in keiner anderen Kultur gegeben. Diese Teilung der Herrschaft hat unermesslich viel zur Entwicklung der Freiheit im Westen beigetragen.

*Samuel P. Huntington, Kampf der Kulturen, 1,3*

Ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs konnten zehn Adelige in Frankreich sich nicht versammeln, um gemeinsam irgendeine Angelegenheit zu beraten. Die Kirche von Frankreich behielt bis zuletzt ihre periodischen Versammlungen. . . . Die niedere Geistlichkeit besass darin ernstliche Garantie gegen die Tyrannei ihrer Oberen und wurde nicht durch unbeschränkte Willkür des Bischofs auf passiven Gehorsam gegenüber dem Fürsten vorbereitet.

*Alexis de Tocqueville, Der alte Staat und die Revolution*

Der liberale Staatstheoretiker *Alexis de Tocqueville* lobt das an der katholischen

8

Kirche im absolutistischen Frankreich. Sie hat zu ihrer Zeit Freiräume bewahrt, die es sonst in diesem Land nicht gab. Ähnlich haben die Kirchen in der alten DDR und im nationalsozialistischen Deutschland die praktische Möglichkeit für eine alternative Meinungsbildung aufrecht erhalten. Das wissen die wenigsten, es sollten es aber alle wissen und darüber nachdenken, was das für uns heute bedeutet: Im nationalsozialistischen Deutschland haben sich die Sportvereine und Journalistenverbände unerhört schnell total gleichschalten lassen. Mit den Kirchen ist das Hitler nicht in gleicher Weise gelungen.

### **b) Freie Wahl, Kriterium der persönlichen Eignung und Leistungsfähigkeit**

Auch ein anderes Moment einer effektiven Freiheit hat in den Kirchen seine Wurzeln: die freie Wahl. In der Eidgenossenschaft haben sich die Innerschweizer Orte schon im 13. Jahrhundert das Recht der Pfarrwahl gesichert. Die Historiker meinen, dieses Wahlrecht sei für das Erstarren einer unabhängigen Eidgenossenschaft viel wichtiger gewesen als irgendeiner der Bundesbriefe. An diesem Wahlrecht konnte sich ein freies Entscheiden üben, ganz praktisch, mit spürbaren Folgen für den Alltag.

Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Judengenossen aus Antiochia.

*Apostelgeschichte 6,5*

Wer an die Spitze aller Gläubigen kommen soll, der soll von allen Gläubigen gewählt werden.

*Papst Leo, 5. Jahrhundert*

Sooft im Kloster wichtige Fragen zu behandeln sind, rufe der Abt die ganze Gemeinschaft zusammen und lege selber dar, um was es geht. Hat er den Rat der Brüder gehört, überlege er alles bei sich. . . . Alle sollen zur Bera-

9

tung einberufen werden, weil der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das Beste ist.

Bei der Einsetzung eines Abtes gelte immer der Grundsatz, dass der aufgestellt wird, den sich die ganze Gemeinschaft einmütig, in Gottesfurcht, oder dann ein auch noch so kleiner Teil der Gemeinschaft auf Grund einer wirklich gesunden Einsicht wählt. Wer es wegen Lebensführung und Lehrweisheit verdient, den wähle man, auch wenn er in der Rangordnung der Gemeinschaft der Letzte wäre.

*Benediktinerregel, 529*

*Beide Texte werden von Jeanne Hersch zitiert in ihrem Buch: Das Recht ein Mensch zu sein.*

Die Genfer Philosophin hat herausgestellt, dass unser demokratisches Wahlrecht seine geschichtlichen Wurzeln im Mitbestimmungsrecht der Mönche hat. Da wird ausdrücklich betont, dass man Entscheidungen nicht auf Grund von Stand und Position und Ehrwürdigkeit treffen darf. Die Qualität der Argumente und die Eignung und Leistungsfähigkeit der zur Wahl stehenden Person sollen das Kriterium sein. Diese Freiheit der Wahl wurzelt in den Vorgaben der ersten Christengemeinde (Apostelgeschichte 6,5). Zutiefst verdankt sie sich der Überzeugung, dass es bei Gott kein Ansehen der Person gibt (Galater 2,6; 2. Chronik 19,7).

Nach Alexis de Tocqueville war paradoxerweise die kirchliche Hierarchie der Ort, wo sich Menschen emanzipieren konnten: Theoretisch konnte jeder Bauernbub zum Papst aufsteigen. *Matthäus Schiner* aus dem Wallis hat das bekanntlich fast geschafft. Sippe, persönliche Interessen, familiärer Filz, gegenseitiges Zuschancen von Vorteilen – all das wurde in den Kirchen ein Stück weit unterlaufen. Diese Durchlässigkeit war ein wichtiger Motor für die innere Demokratisierung Europas. Sie trug sehr praktisch den freien Wind einer inneren Erneuerung in die Gesellschaft.

### c) Freiheit im Gegenüber zur Schöpfung

Wohl noch wichtiger als dieses Institutionelle waren und sind die geistig-geistlichen Vorgaben, die dazu beitragen, dass die Freiheit auf der Grundlage der jüdisch-christlichen Tradition besonders gut gedeiht.

Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.

*1. Mose 1,26*

Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan: Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die wilden Tiere.

*Psalm 8,7,8*

Ich verweise zuerst kurz auf unser Schulwissen (und hoffe, alle haben dieses Wissen!). Der Gott der Bibel präsentiert sich als derjenige, der die Welt erschaffen hat. Er ist nicht Teil der Welt, eingebunden in ihre Gesetze, sondern steht ihr gegenüber als ihr freier Schöpfer. Kulturgeschichtlich ist unbestritten, dass dieser Glaube an den Schöpfer die Welt freigegeben hat, so dass die Menschen mit innerer Freiheit an sie herangehen und sie nutzen und gestalten konnten. Wenn Gott die Welt erschafft, kann auch ich im Vertrauen auf ihn in dieser Welt schöpferisch tätig sein. Er ist Herr über die Werke der Schöpfung. Darum muss auch ich das Naturgeschehen nicht einfach passiv erdulden, als eine Entwicklung, gegen die niemand etwas vermag. Sondern ich kann schöpferisch eingreifen.



Gott als Geometer (Codex Vidobonensis, ca. 1225). Wenn der Schöpfer der Welt gegenübersteht, ist es möglich, dass auch wir Menschen seine Gedanken nachvollziehen und die Naturgesetze erkennen und zu unserem Besten nutzen.

Das ist elementar – ebenso wichtig aber ist, dass die Bibel dazu ausführt: Der Schöpfer hat die Welt nicht durch seinen blossen Willen, in einem willkürlichen Kraftakt erschaffen. Er hat sie mit seinem Wort ins Dasein gerufen und ihr einen wohl geordneten Rhythmus mitgegeben. Und er ist von diesem schöpferischen Handeln selber müde geworden.

Das war der tiefste Grund dafür, dass kluge Geister wie der Astronom Kepler sich ein Leben lang darum bemüht haben, die Ordnungen der Schöpfung zu erforschen, im Vertrauen darauf, dass sie sich auch berechnen lassen. Nur wer an einen Gesetzgeber glaubt, macht sich die Mühe, nach den

geltenden Gesetzen zu fragen und sich ihnen zu unterwerfen. Und nur weil die Naturwissenschaftler gelernt haben, sich den Naturgesetzen zu unterstellen und diese zur Beherrschung der Natur zu nutzen, hat die westliche Zivilisation ihre atemberaubenden Fortschritte erzielt.

Wo dieses Vertrauen auf den Schöpfer schwindet, bleibt von der Freiheit nur noch die teenagerhafte Illusion, man müsse nur die gute Absicht haben, und dann könne man befehlen, und die Wirklichkeit richte sich nach den eigenen, scheinbar so guten Ideen.

#### **d) Freiheit im Gegenüber zu Geschichte und sozialer Ordnung**

In der Bibel präsentiert sich Gott zuerst als der Schöpfer, und im Hinblick auf den geschichtlichen Weg der Menschen als derjenige, der sein Volk Israel aus der Sklaverei in Ägypten führt (2. Mose 20,2). Das eröffnet viele weitere Dimensionen, insbesondere die Unterscheidung zwischen Natur- und Human- oder Geisteswissenschaften.

Unter viel anderem bietet die biblische Darstellung der Menschheitsgeschichte eine kritische Würdigung des Wohlfahrtsstaates.

Das in der Bibel skizzierte Ägypten ist nach unseren heutigen Begriffen ein Sozialstaat mit einer zivilisierten Rechtsprechung. Von der Wiege bis zum Grab ist in Ägypten für jeden gesorgt. In Ägypten hat man das Papier erfunden und eine effektive zentrale Verwaltung aufgebaut. Das Symbol dieser zentral durchrationalisierten Gesellschaft ist die Pyramide. In Ägypten finden nach dem biblischen Bericht Abraham und dann Jakob und Jahrhunderte später Maria und Josef und ihr Kind Zuflucht und Rechtsschutz (1. Mose 12,10; 42,2; Matthäus 2,13). Josef rettet dort die Bevölkerung und seine eigene Sippe vor der Hungersnot. Bei dieser Gelegenheit wird die Bevölkerung zum Staatseigentum. Sie verkauft ihr Land und wird dadurch leibeigen, heisst es. Fortan muss sie 20 Prozent des Ertrags an den Pharao abliefern. 20 Prozent Steuern sind für die Bibel eine Folge einer Leibeigenschaft (1. Mose 47,21–26).



Das alte Ägypten ist ein Wohlfahrtsstaat, der auf der allesdurchdringenden Verwaltungsarbeit der Schreiber und auf der Ausbeutung der Sklaven beruht. Der Soziologe Max Weber äusserte einmal die Vermutung, dass sich die westliche Welt auf dem Weg zurück nach Ägypten befinde. Szene aus dem Grab des Nepamun, 1350 vor Christus, British Museum in London (Wikicommons)

Aus diesem Sozialstaat wird das Volk Israel von Mose in die Freiheit geführt. Und kaum hat es seine Freiheit, wünscht es sich zu den Fleischtöpfen Ägyptens zurück (2. Mose 16,3). Die Freiheit ist gefährdet vor allem durch das Bedürfnis nach gesicherter Wohlfahrt.

Auch für unsere eidgenössische Freiheit erwächst die grösste Gefahr aus dem Wunsch nach einem möglichst bequemen Leben in einem möglichst grossen Wohlstand.

Ich bin der HERR, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt habe. 2. Mose 20,2

Wenn ihr bleiben werdet in meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Johannes 8,31,32

14

Soweit die alttestamentliche Geschichte vom Weg in die Freiheit. Im Neuen Testament sagt Jesus grundsätzlich noch: die Freiheit, in die Gott führen will, kann kein Staat und keine Gesellschaftsordnung absichern. Sie ergibt sich aus dem Glauben. Sie ist ein geistliches Gut, das einem Menschen zu Teil wird durch das Wort (Johannes 8,32). Das Wort schenkt Erkenntnisse, die frei machen.

Lassen Sie mich das beispielhaft darlegen. Jeder Mensch erlebt Glück und Unglück. Aber was das an ihm bewirkt, ist nicht bei jedem gleich. Die Not kann einen Menschen bitter, gleichgültig, elend machen, resigniert und passiv. Wenn ich aber an Gott glaube, und zu ihm beten und ihn bitten kann, und aus seinen Zusagen neue Hoffnung schöpfe, dann kann ich mich auch über ein unglückliches Schicksal erheben. Die Ehre, die man mir genommen hat, kann ich aufgehoben sehen bei Gott und kann so Frieden finden auch im Unrecht, das mir angetan wird. Umgekehrt macht der Wohlstand die Menschen in der Regel schlaff und bequem, selbstherrlich und arrogant. Wenn ich aber das Gute nehme als eine Gabe Gottes und ihm dafür danke, kann ich mich an ihm doppelt freuen und kann dann auch einmal zufrieden sein mit dem, was mir zu Teil geworden ist, und es mit frischen Kräften nutzen. Das Wort macht frei. Als Pfarrer weiss man, wie viele Menschen auf diese Weise, mit der Hilfe des Wortes, ihr schwieriges Schicksal meistern, und lernt das hoch zu achten. Mit der Hilfe Gottes, ganz praktisch mit der Hilfe des Wortes, des Gebetes, gelingt ihnen, was manchem Menschen mit der Hilfe des Staates nicht gelingen will.

Diese geistige Freiheit birgt in sich eine Vielfalt von unterschiedlichen Lebensschicksalen und Lebensaufgaben. Das zeigt sich ganz anschaulich auch am Grunddokument der jüdisch-christlichen Tradition, der Bibel.

Nüchtern betrachtet ist die Bibel eine disparate Sammlung unterschiedlichster Schriften. Mit Fug und Recht hat man gesagt, die Bibel sei nicht ein Buch, sondern eine Bibliothek. Erzählungen, Stammtafeln, Sprüche, Gebete, Liebeslieder, Wehrufe, Heilszusagen, Briefe, die belehren und zureden, all das über mehr als

15



tausend Jahren hinweg geschrieben und zusammengetragen von vielen verschiedenen Menschen auf dem Hintergrund von sehr unterschiedlichen sozialen und politischen Verhältnissen... Niemand kann das, was da gesagt ist, auf einen einfachen, schlagenden Begriff bringen. Niemand wird der Bibel gerecht, wenn er ihren Inhalt reduziert auf ein einziges Denkmuster.

Natürlich hat man versucht, die Bibel auf einen einfachen Begriff zu bringen! Natürlich gibt es ein religiöses und manchmal auch ein politisches Bedürfnis, aus der Bibel eine einfache Wahrheit in einfache Gedanken zu fassen. Aber die Bibel sperrt sich dagegen. Sie irritiert und verunsichert ihre Leser ebenso sehr, wie sie Klarheit schenkt. Man hat zu Recht gesagt: Die Bibel schenkt *Gewissheit*, nicht *Sicherheit* im Denken und Leben.

Im Vergleich dazu hat auch der Koran unterschiedliche Dimensionen. Auch in dieser Schrift relativiert oft eine Aussage die anderen. Aber der Koran ist im Vergleich mit der Bibel doch ein viel kompakteres Buch, verfasst nur von einem einzigen Autor in einer einzigen Sprache, ausgerichtet auf nur eben ein soziales Umfeld, wie es in der vergleichsweise kurzen Zeit existierte, in der Mohammed auf der arabischen Halbinsel gewirkt hat. Darum ist dieses Buch für fundamentalistische Deutungen leichter zugänglich, und das umso mehr, als Mohammed, anders als Jesus, nicht nur gepredigt, sondern seine Ideen gewaltsam in eine politische Herrschaft gegossen hat. Die Muslime zählen die Zeit nicht von der Geburt Mohammeds an, sondern von dem Tag an, als er in Medina den Gottesstaat gründen konnte.

16



Auf der Suche nach der Wahrheit eröffnen die Bibel und der Koran sehr unterschiedliche Zugänge: Die Bibel wurzelt in einer Vielfalt von wechselnden Situationen und Schicksalen, wie sie sich im Verlauf von Jahrhunderten ergeben haben. Der Koran spiegelt die 22 Jahre, in der Mohammed in Mekka und Medina an die Macht gelangte.

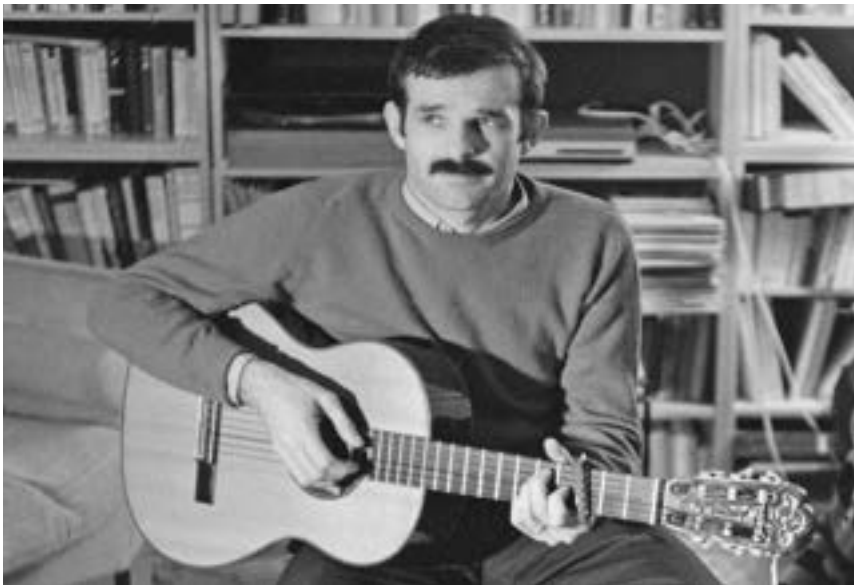
### e) Freiheit im Gegenüber zum Persönlichen – Freiheit zur (Selbst-)Kritik

Damit komme ich zu dem, was meines Erachtens heute am wichtigsten und am wenigsten populär ist in den jüdisch-christlichen Grundlagen der Freiheit. Es ist das die stete, beharrliche Betonung der menschlichen Sündhaftigkeit. Seite für Seite beschreibt die Bibel, dass wir alle Sünder sind. Kein anderes Buch leitet seine Leser in dieser Weise zur permanenten Selbstkritik an.

Kein anderes Volk hat seine eigene Geschichte so selbstkritisch geschrieben wie das jüdische Volk in seinen alttestamentlichen Schriften. Abraham, Mose, König David: Sie sind alle nicht schuldlos strahlende Helden. Auch im Neuen Testament lernen wir den Säulenapostel Petrus nicht als einen vorbildlichen Glaubensheld kennen, sondern als einen oft schwankenden, schwachen Menschen. Die Bibel beschreibt die Menschen als unzuverlässig, mühsam und selbstgefällig arrogant. Wir alle wissen, dass dem tatsächlich so ist: Die meisten Menschen sind immer wieder auch schwierig ... nur gerade ich bilde da die eine, erfreuliche Ausnahme ...

17

Dieses Bewusstsein der Sündhaftigkeit kann das Biotop für eine miefige, bigotte, doppelt selbstgefällige Demutduselei bilden, so dass man sich ständig bei allen für alles entschuldigt – und umso unbarmherziger urteilt über diejenigen, die das nicht tun. Es kann aus dem Bewusstsein der Sündhaftigkeit aber auch ein nüchternes Rechnen mit der eigenen Schuld und damit die Bereitschaft für eine gesunde Selbstkritik wachsen, und daraus die Freiheit, auch unangenehme Wahrheiten zu hören, diese auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen, und an ihnen zu wachsen. Ich denke, in unseren Medien und in vielen supervisorischen Selbsterfahrungsgruppen wird heute eine so fade Moralinsuppe gekocht, weil unter uns kaum noch ein wahrhaftes christliches Sündenbewusstsein am Werk ist.



«Und doch ist nichts nötiger als das Bewusstsein dieser 'Sündhaftigkeit', nicht nur des Scheiterns des modernen Menschen vor jeder ethischen Forderung, die sich nicht zum vornherein nach der Decke streckt, geschweige denn vor der Radikalität der Forderungen, wie sie Jesus in der Bergpredigt aufstellt; sondern das positiv Vernichtende, das noch von unsern wohlgestimmtesten Anstrengungen ausgeht» (der Berner Chansonnier Mani Matter 1968 in seinem Cambridge Notebook).

Da ist keiner, der Gutes tut, auch nicht einer. *Römer 3,12*  
 So wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Busse tut,  
 mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Busse nicht bedürfen.  
*Lukas 15,7*

Erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang eine kurze, scharfe Kritik: Die Plakate, die ein schwarzes Schaf zeigen, das von einem weissen weggetreten wird, rühren an urtümlich tiefe christliche Bildwelten. Schon in den römischen Katakomben wird Jesus dargestellt als der gute Hirte (Johannes 10,11). Und der gute Hirte, das weiss jedes Sonntagsschulkind, sucht nicht die 99 gerechten, sondern das eine, verlorene – das schwarze Schaf (Lukas 15,7). Der christliche Glaube lehrt mich, dass ich selber ein schwarzes Schaf bin, und dass ich leben darf, nicht weil ich so gerecht, sondern weil ich trotz meinem Eigensinn geliebt bin. Das Plakat mit dem schwarzen Schaf bedient ein selbstgerechtes Denken, das die Probleme bewältigen möchte, indem man sie von sich stösst. Das fördert eine sentimentale Selbstgerechtigkeit und zerstört einen wesentlichen Pfeiler unserer Freiheit, nämlich die Freiheit, die ich mir selber gegenüber habe, die Freiheit, auch einmal über mich zu lachen, die Freiheit, dass ich sehen kann, wo ich selber ein Teil des Problems bin.



Mit ihrem berüchtigten Plakat mit den weissen Schafen, die das schwarze von der Weide treten, rührte die SVP an einen Grundpfeiler der Freiheit. Denn grundlegend für einen offenen Disput ist das Bewusstsein, dass jeder ein Sünder ist und sich Kritik gefallen lassen muss, und dass der Versuch, eine geschlossene Gemeinschaft von Gerechten zu bilden, in eine stickige, moralinsaure und humorlose Heuchelei mündet.

Das sollte deutlich machen, dass das philosophische Freiheitsverständnis zu kurz greift. Freiheit besteht nicht einfach nur darin, dass ich alles tun darf, was nicht der Freiheit des Mitmenschen schadet. Freiheit besteht darin, dass ich auch der Natur, der Geschichte, den sozialen Mächten, dem Schicksal und mir selber gegenüber frei bin und mein Leben gestalten darf – durch die Distanz und die Urteilskraft, die mir das Wort verleiht.

#### f) Freiheit von der Verantwortung für das Ganze und die letzte Vollen- dung

Damit bin ich beim Letzten in diesem ersten Teil. Unsere Kultur, sagt man heute gern, ruht auf christlichen *Werten*. Das tönt gut, ist aber nicht richtig. Werte kann und muss man schätzen, berechnen, mit ihnen handeln, man kann mit guten Gründen einen Wert gegen andere tauschen, notfalls auf einen Wert verzichten. Werte sind Objekte, die wir souverän behandeln. Unsere Kultur ruht nicht auf solchen unfreien Objekten. Unsere Fahne zeigt keinen Wert, sondern das Kreuz, das

an eine Person erinnert – eine Person, die von den massgebenden Personen ihrer Zeit als untauglich verworfen worden ist und die sich geheimnisvollerweise doch als das pulsierende Herz einer weltumspannenden Gemeinschaft durchgesetzt hat (1.Petrus 2,4). Nicht auf Werten, sondern auf der Freiheit der Person erbaut sich unsere Gesellschaft. Eine Person, Christus, ist die Grundlage einer christlichen Gesellschaft. Eine Person hat ein Gesicht, kann sich persönlich an uns wenden, in unterschiedlichen Zusammenhängen je wieder anders. Über eine Person kann man nicht verfügen. Stattdessen kann man sie lieben und kann von ihr wieder geliebt werden, und das kann unerhörte innere und äussere Kräfte freisetzen.



Die Fahnen der drei Innerschweizer Orte in der Schlacht bei Murten, dargestellt in der Spiezer Chronik aus dem Jahr 1484. Die Schwyzer Fahne zeigt den Gekreuzigten zusammen mit seiner Mutter Maria und dem Jünger Johannes. Damit ist unwidersprechlich klar: Das Kreuz im Wappen der Schweizer will von seinem Ursprung her an die Person des Gekreuzigten erinnern.

Gott sprach: Mein Angesicht soll vorangehen; ich will dich zur Ruhe leiten.

*2. Mose 33,14*

Es ist umsonst, dass ihr früh aufsteht und hernach lange sitzt und esst euer Brot mit Sorgen; denn den Seinen gibt er es im Schlaf. *Psalm 127,2*

Das Lamm mitten auf dem Thron wird sie weiden und leiten zu den Quellen des lebendigen Wassers, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen. *Offenbarung 7,17*

Die westliche Kultur hat ihre grosse gestaltende Kraft gefunden, weil sie den Namen einer Person ins Zentrum stellt. Nicht Ordnungen und Strukturen, nicht ein Gesetz, nicht Entwicklungsmuster und Normen, nicht Prinzipien und Programme, sondern die Person haben wir zu achten gelernt. Ohne das grundlegende Vertrauen auf die Freiheit der Person werden wir alle zu Leibeigenen von diesen oder jenen Sachzwängen. Wir haben gelernt, auch solche Zwänge kritisch zu hinterfragen und möchten sie überwinden, weil der Gott der Juden und der Gott der Christen eine Person ist – eine Person, die die Menschen persönlich bei ihrem Namen ruft und jedem Menschen die Gewissheit verleihen will, dass er persönlich gewollt und begabt ist mit eben dem, was er zur Erfüllung seiner Lebensaufgaben nötig hat. Wir können kaum ermessen, wie viel diese persönliche Zuwendung bis heute noch freisetzt an gesundem, nüchternem Lebens- und Gestaltungswillen.

### a) Vertrauensverlust und Zentralisierung

Damit komme ich zu dem, was nach meiner Erkenntnis heute die Grundlagen eines freien Lebens gefährdet. Ich greife zwei Dimensionen heraus.

Zum einen institutionell. Ganz offensichtlich ist die älteste Voraussetzung der abendländischen Freiheit, das Neben-, Gegen- und Miteinander von Kirche und Staat, zerfallen. Das politische Regelwerk umspannt immer umfassender das gesamte Leben aller Menschen. Die Staatsmacht greift nicht nur mit den Lehrplänen ihrer Schulen ins Denken. Diese sind immerhin überblickbar und können sachlich diskutiert werden. Viel weniger zu fassen sind die Griffe, mit denen die Staatsmacht uns geistig und geistlich zu formen sucht durch hoch subventionierte Kulturinstitutionen und Massenmedien und eine schlüpfrige Gesundheitspropaganda.

Dem allem haben die Kirchen nichts von Gewicht entgegenzusetzen. Mit ihren Stellungnahmen hinken sie hinter den Themen her, die andere setzen. Sie schaffen es nicht, alternative Fragen zu wecken und ein eigenständiges, substantielles Nachdenken zu lancieren.

Diese innere Schwachheit der Kirchen geht weit zurück und hat unterschiedliche Gründe. Sie äussert sich heute vor allem in dem schon zahlenmässig schwachen theologischen Nachwuchs. Noch folgenschwerer ist, dass heute nur mehr selten hoch begabte, leistungsfähige, neugierige, kritische, selbständig fragende Menschen Theologie studieren und ins Pfarramt gehen. Das hängt mit der Wertschätzung zusammen, die dieser Tätigkeit in den letzten Jahrzehnten zu Teil geworden ist, mit dem Gewicht, das man den Argumenten aus Bibel und pastoraler Erfahrung in den Diskussionen zugemessen hat. Das wiederum hängt damit zusammen, dass die akademischen Theologen sich eingefügt haben in die Denk- und Sprachmuster der Zeit.

So beherrschen nun in den Kirchen zunehmend Diakone, Katecheten, Jugendarbeiter das Feld, die in ihrer Tätigkeit oft sehr tüchtig, liebevoll und nah bei den Menschen sind, aber keine Chance haben, grundsätzliche Fragen zu stellen und



Neues ins Feld zu führen. Wer in der Kirche ins Grundsätzliche wirken will, hat schon Martin Luther gesagt, muss die Ursprachen beherrschen und die Geschichte der Kirche kritisch durchdrungen haben. Sonst kann man höchstens irgendwo den windgeschützten Garten einer kleineren oder grösseren Gemeinschaft von Gleichgesinnten pflegen. Soziale Freiräume, in denen sich ein alternatives Denken etablieren könnte, richten die Kirchen so nicht mehr auf.



Wie es auf diesem Bild ein afrikanischer Künstler unserer Tage gemalt hat, haben die Gläubigen zu allen Zeiten darauf vertraut, dass Jesus Christus der gute Hirte ist, der ihr Lebensschicksal kennt, ihre Lage überblickt und darum nicht nur willig, sondern auch fähig ist, sie auf dem Weg durch die Zeit recht zu leiten. Dieses Vertrauen ist insbesondere den Kirchenverantwortlichen abhandengekommen. Immer intensiver haben sie sich in den letzten Jahrzehnten die Last aufgebürdet, mit immer neuen Reformen die Kirchen zu einer neuen Lebenskraft zu führen.

Im Gegenteil: Die Kirchen diffundieren in einer Vielfalt von Dienstleistungen und müssen gleichzeitig finanziell um ihr Überleben kämpfen. Deshalb versuchen die Verantwortlichen die Kräfte zu bündeln und organisieren ihre Körperschaft neu. In allen Kantonalkirchen folgt eine Strukturreform nach der anderen, immer schneller. Dabei gibt es unübersehbar die Tendenz, zuerst die Laiengremien mit mehr Macht auszustatten, damit alle dann umso dankbarer sind, wenn die Zentrale sie übernimmt. In Bern überschüttet die neue Kirchenordnung den Kirchgemeinderat mit einer Fülle von Aufgaben. Jemand muss für Ordnung sorgen in dem immer unübersichtlicheren kirchlichen Leben. Gleichzeitig wissen alle, dass es zunehmend schwierig ist, qualifizierte Menschen für die ehrenamtlichen Gremien zu finden. Man rüstet also rechtlich diese Gremien auf, und weiss doch, dass man die Leute nicht finden wird, die diese Kompetenzen sachgerecht und umsichtig wahrnehmen können. Was ist die Folge? Die überforderten Behördenmitglieder setzen sich bei den ersten Schwierigkeiten ans Telefon, suchen Rat bei der zentralen Verwaltung – und diese kommt willig und bietet ihre Dienste an. Die Gemeindeautonomie wird mit schönen Worten ausgebaut, de facto aber unterspült. So werden weite und breite Freiräume vernichtet.

Der Kirchgemeinderat leitet die Kirchgemeinde ... Er lässt sich vom Pfarramt theologisch beraten ... Er plant und koordiniert die Tätigkeiten der Kirchgemeinde. Er legt Ziele und Schwerpunkte fest ... Er entscheidet in allen Angelegenheiten der Kirchgemeinde ...

Der Synodalrat erlässt nähere Bestimmungen zu Auftrag und Aufgaben des Kirchgemeinderates.

Der Kirchgemeinderat unterstützt die Arbeit der Mitarbeiter, fördert ihre Zusammenarbeit, sorgt für ihre Weiterbildung. Er sorgt für eine klare Umschreibung der Aufgaben und Befugnisse (Arbeitsbeschreibungen)

... Er beaufsichtigt im Rahmen seiner Zuständigkeiten die Arbeit der Mit-

arbeiter und wacht darüber, dass diese ihre Aufgaben im Einklang mit den kirchlichen Vorschriften und den Arbeitsbeschreibungen erfüllen. Er kann ihnen zu diesem Zweck Weisungen erteilen.

*Kirchenordnung der evang.-ref. Kirche Bern–Solothurn–Jura, 2011*

Das geht bei den Kirchen besonders gut, weil sie keine funktionierende parlamentarische Demokratie aufbauen können und es kaum eine kritische Observation durch unabhängige Medien gibt. Kein Politiker von Format kümmert sich um diese Dinge. Man könnte sich an ihnen nur die Finger verbrennen. Überall begnügt man sich mit dem einfachen Denkmuster aus dem 19. Jahrhundert: Man beruhigt sich damit, dass der Glaube Privatsache sei, und erspart es sich, über die langfristigen, folgenschweren Veränderungen im Gemeinwesen nachzudenken, die sich aus dem Diffundieren der Kirchen ergeben.

Was ich am Beispiel der Kirchen ausführe, geschieht auch anderswo. Vereinfacht gesagt: Wenn das Vertrauen zu Gott schwindet, müssen die Menschen leisten, was man vormals von Gott erwartet hat.



«Wir sind keine Nummern, keine bloss statistischen «Einheiten». Das ergibt sich immer wieder, wenn wir die Bibel aufmerksam lesen. Etwa aus der grossartigen Stelle im Evangelium Johannes, wo Jesus sagt: «Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe.» Wir sollten viel und intensiv über solche Aussagen der Bibel nachdenken. Wir würden dann erleben, wie eine neue Zuversicht über uns kommt, weil wir in einer Ordnung geborgen sind, wo ein viel Grösserer Herr und Meister ist. Es ist an der Zeit, dass wir einsehen, dass wir auf die Botschaft nicht verzichten können, die für uns in den Evangelien enthalten ist, und dass es dafür keinen Ersatz gibt.»  
Jörg Zumstein, Generalstabschef 1981–1985

Was das praktisch bedeutet, kann man deutlich machen an der Rede vom Führen und Leiten. Eine christliche Gesellschaft setzt wie selbstverständlich voraus, dass für die Leitung und Organisation des Lebens im Grossen und im Ganzen Gott zuständig sei. Denn die Aufgabe, ein ganzes Gemeinwesen zu führen, ist über die Massen anspruchsvoll. Damit eine Gemeinschaft in den wechselnden Zeitläufen Kurs halten kann, müssen ihm tüchtige Menschen zu Diensten stehen, und was diese Menschen leisten, muss alles koordiniert und zum Guten gefügt und

schliesslich zu einem ehrenvollen Abschluss gebracht werden.

Diese Aufgabe können und müssen wir Menschen erfüllen zum Beispiel mit einer militärischen Truppe oder einem Wirtschaftsunternehmen. Da sind die Zielsetzung, die Gegner und die Mittel einigermaßen überblickbar und klar. Da kann und muss jemand führen. Ein ganzes Gemeinwesen aber? Ein ganzes Volk? Junge und alte Menschen von der Wiege bis zum Grab: Kann jemand eine solche Gemeinschaft leiten? Wer hat das Recht, das Ziel zu definieren, auf das sie zusteuern soll? Wer kann zuverlässig sagen, wo die grössten Feinde am Werk sind?

Als Pfarrer darf ich mich diesbezüglich leiten lassen von einer grundsätzlichen, befreienden Unterscheidung. Die Gemeinde, davon gehe ich aus, wird geleitet vom «Erzhirten», Jesus Christus (1. Petrus 5,4). Ich bin nur ein Hilfspastor, der hier oder dort bestimmte Aufgaben versieht, wie mir das zugeteilt ist und zufällt.

Nach dem katastrophalen Auftritt des grossen deutschen Führers Adolf Hitler wagte man lange nicht mehr davon zu reden, dass ein Politiker «führen» müsse. Für die alten griechischen Dichter war die Aufgabe, eine Stadt zu leiten, etwas derart Komplexes, dass sie gesagt haben: Das können nur die Götter. Auch die Bibel sagt: Ein ganzes Volk führen – das kann und darf nur der Schöpfer dieses Volkes, Gott. Wenn aber kaum mehr einer an diesen Gott glaubt, muss die Gesellschaft leisten, was man vormals von Gott erwartet hat. Wenn man das Zutrauen verliert, dass sich das Leben selber organisiert, müssen eine Fülle von Kontrollorganen das tun. So ist die Rede vom Führen auch in Staat und Kirche wieder salonfähig geworden, und die Politiker geraten in die stete Versuchung, Versprechen abzugeben und Problemlösungen in Aussicht zu stellen, von denen jeder vernünftige Mensch weiss, dass kein Sterblicher dafür grad stehen kann. Auch in der Schweiz übernimmt der Staat auf dem Papier Aufgaben, die nach biblischem Verständnis nur Gott erfüllen kann.

## **b) Institutionalisiertes Misstrauen gegenüber der selbständigen Berufstätigkeit**

Das hat Folgen, die ich an einem Beispiel skizzieren möchte. Man könnte ähnliches am Gesundheitswesen demonstrieren, oder an der Pflicht, verfolgten Mitmenschen Asyl zu gewähren: Immer höhere und immer vagere Ziele vernichten die Freiräume, in denen Menschen etwas Kleines, aber immerhin dieses Kleine leisten könnten. Ich greife das Beispiel der Staatsschule heraus.

Im Bernischen Schulgesetz war bis 1967 ausdrücklich festgehalten, ein Lehrer sei «in den Grenzen des Unterrichtsplans in der Ausübung seines Berufes frei». Wie selbstverständlich vorausgesetzt war dabei, dass die Gemeinschaft den Rahmen geben muss, und in diesem Rahmen darf und soll ein Mensch entfalten, was er an persönlichen Gaben mitbekommen hat. Die relativ klaren, äusseren Vorgaben im Unterrichtsplan machten es möglich, die praktische Erfüllung dieser Aufgabe vertrauensvoll dem Beauftragten zu überlassen. Im Hintergrund stand der Glaube, dass das Leben selber für eine gute Umsetzung sorgen wird.

Die Aussage, der Lehrer sei in seiner Berufsausübung frei, wurde in der weiteren Gesetzgebung zuerst stillschweigend fallengelassen, dann in den 90-er Jahren ersetzt mit den Leitungskompetenzen zuerst der Schulkommission und dann, als sich zeigte, dass diese überfordert waren, durch eine professionelle Schulleitung. Die inhaltlichen Vorgaben wurden immer offener und diffuser, das Bedürfnis, den praktischen Vollzug der Lehrtätigkeit stetig zu kontrollieren, immer grösser. Die Freiheit nimmt durch den Wegfall eines klar formulierten Rahmens scheinbar zu. De facto nehmen die Gestaltungsmöglichkeiten ab. Damit wird auch die persönliche Verantwortung kleiner, mit ihr die Bereitschaft, die Arbeit als ein Feld für die eigene Hingabe anzusehen. Die Institution muss leisten, was vormals Menschen mit ihrem persönlichen Einsatz geschaffen haben.

Der Lehrer ist in den Grenzen des Lehrplanes in der Ausübung seines Berufes selbständig. *Primarschulreglement im Kanton Bern 1967*

Der Regierungsrat kann eine Verordnung über die Leistungsbeurteilung der Lehrkräfte erlassen und Kriterien für deren Gehaltswirksamkeit festlegen.

*Gesetz über die Anstellung der Lehrkräfte im Kanton Bern 1993*

Die Schulleitung ist verantwortlich für die Leitung der Schule. Diese umfasst insbesondere die Personalführung, ... Qualitätsentwicklung und -evaluation ...

*Gesetz über die Anstellung der Lehrkräfte im Kanton Bern, Änderung, 2005*

Die Schulleitung führt mit den Lehrkräften periodisch eine Standortbestimmung in Form eines Mitarbeitergesprächs. Das Mitarbeitergespräch ist ein Führungs- und Qualitätsentwicklungsinstrument.

*Verordnung über die Anstellung der Lehrkräfte im Kanton Bern, 2006*

Praktisch heisst das: Die Anzahl der Angestellten wird grösser, die Aufgaben werden ausdifferenziert und müssen in dieser Differenziertheit wieder koordiniert werden – kurz: Alles wird aufwendiger und teurer. Das ist der Preis der Freiheit, wenn man sie verwirklichen will in der Form eines möglichst grossen Angebotes. Auch im Gesundheitswesen werden die Vorschriften, Tarife, Kontrollen zentral ausgebaut. Insbesondere den Hausärzten nimmt man Handlungs- und Gestaltungsräume. Dieses Kontrollieren und Reglementieren spart vielleicht in einer ersten Runde Kosten, am Ende werden aber geringere Leistungen zu höheren Preisen erbracht.



Die Zahl der Gesetze wächst von Jahr zu Jahr immer schneller.

Ich kenne keine Partei, die einen Rat weiss gegen diese Zwänge. Sie ergeben sich aus dem doppelten Anspruch: Man möchte eine möglichst grosse Palette an Angeboten und doch nicht einfach einen freien Markt, sondern eine gemeinsame Verantwortung für das gemeinsame Wohl. So tun alle dasselbe: Wo sich Schwierigkeiten zeigen, erlässt man neue Gesetze und spannt ein dichteres Regelwerk aus. Auch die SVP trägt fleissig zur Produktion immer neuer Gesetze bei. Auf jedes Problem reagiert man mit dem Vorschlag für ein neues Gesetz. Was anderes kann die Politik tun?

Die tiefste Ursache dafür, das wollte ich zeigen, ist der Glaubensverlust. Wo kein Vertrauen da ist, dass Gott sorgt, müssen wir selber alles regeln.



## Zum Schluss: Selbstbescheidung der Politik

Die Politik kann nichts anderes, als neue Gesetze erlassen und Verordnungen zur Anwendung bringen. Wirklich gute Gesetze sind eine Wohltat, und es fordert viel Zeit, Kraft und Weisheit, sie zu erarbeiten. All denen, die diese Arbeit auf sich nehmen und gute Gesetze erarbeiten, müssen wir dankbar sein – auch Ihnen, die Ihr hier versammelt seid! Darüber hinaus kann und darf und muss aber jeder politische Verantwortungsträger sich auch dazu bekennen, dass dem politisch Machbaren Grenzen gesetzt sind, und dass es noch anderes und wichtigeres gibt als politische Wahlen. Wunderbare weite und schöne Lebensfelder lassen sich mit politischen Kategorien gar nicht fassen. Entscheidende Aufgaben unserer Zeit müssen mit anderen als politischen Mitteln angegangen werden. Viele Probleme lassen



Jesus wird vor den Augen seiner Jünger Petrus, Johannes und Jakobus verklärt in eine Gestalt aus lauter Licht (Wandbild in der Kirche Zweisimmen, ca. 1480). Er hinterlässt ihnen das Vertrauen auf einen Gott, der um ihre persönlichen Nöte weiss und der an ihnen und mit ihnen wirken will, so dass in das lähmende Dunkel der Zeit das Licht des Lebens scheint.

sich mit keinem Gesetz bewältigen. Sie rufen nach Antworten einer anderen Art. Eine Politik, die die Grenzen ihrer Möglichkeiten erkennt und benennt, ist vielleicht nichts, womit man Wahlen gewinnt. Aber nur eine solche Politik, davon bin ich überzeugt, kann die Freiheit und die Eigenart unseres Landes neu gewinnen. Denn: «Im Namen Gottes, des Allmächtigen», ist unsere Bundesverfassung erlassen worden. Nicht: «Im Namen der Allmacht». Sondern: im Namen Gottes. Gott aber ist eine Person und hat uns berufen, dass wir persönlich Verantwortung übernehmen. Sicher sollen wir das tun auch im Politischen und Wirtschaftlichen, aber ebenso im Familiären, im Geistlichen, in den Berufen der Fürsorge und der Erziehung, im vielfältigen Ringen um all das, was wahr, recht und schön und gut ist (Philipper 4,8). Wenn aber die Menschen nichts mehr hören und wissen von einem persönlichen Gott, sehen sie auch nicht mehr ein, warum sie sich persönlich einsetzen sollten. Aus freien Christenmenschen wird dann eine betreute Bevölkerung. Aus Eidgenossen werden Konsumenten.

Das kann, wie gesagt, keine Partei ändern. Aber Sie alle, meine Damen und Herren, sind nicht nur Parteimitglieder. Sie sind Genossen eines Eides, den wir geschworen haben mit Gott als unserem Zeugen. Sie alle sind dadurch berufen, freie Menschen eines freien Gemeinwesens zu sein.

Und so sind Sie gefragt: Was wissen Sie, was glauben Sie – was haben Sie gehört von dem Gott, der sein Volk in die Freiheit führt? Der Glaube, sagt der Apostel Paulus, kommt nicht automatisch. Er kommt vom Hören (Römer 10,17). Ob wir hören oder nicht, ob wir um das Gottvertrauen ringen oder nicht, ist nicht Privatsache. Es hat tiefgreifende Folgen für das ganze Gemeinwesen.

Gemäss ihrer Gründungsurkunde ist die Stiftung «dem geistigen Gehalt verpflichtet, wie er im Brief des Einsiedlers vom Ranft zum Ausdruck kommt».

Insbesondere in der Arbeit mit der *Installation*, die ursprünglich für den Hochchor des Basler Münsters erstellt wurde und die momentan in der alten Tabakscheune in Winterberg ZH zugänglich ist, hat sich gezeigt: Dieser Gehalt ist reicher und viel präziser strukturiert, als ich ursprünglich angenommen hatte. Und er fordert mit grossem Recht eine ganzherzige, selbstlose Hingabe. Denn der Brief verdankt sich einer seltenen gnädigen Fügung, aus der für viele Generationen viel Gutes geworden ist. Er darf darum nicht zum Sprungbrett für ein eigenes kirchliches oder politisches Programm missbraucht werden. Vielmehr sind wir es diesem Brief schuldig, ihn noch und noch sorgfältig, wachsam und lernbereit zu lesen.

Im Moment zeigt sich, dass es dafür in unserem Land kaum ein Interesse gibt. Anfangs 2024 beginnen in Winterberg die grossen Bauarbeiten, denen die Scheune weichen muss. Wir suchen jetzt einen Ort, wo wir die Installation kostengünstig einlagern können. Zwar würde es unserem Land gut anstehen, wenn sich für sie ein Ort finden würde, an dem sie aufgefrischt, in Stand gestellt und dauerhaft zugänglich gemacht werden kann. Ob das aber je der Fall sein wird, scheint mehr als fraglich.

Die Vorträge, die ich im Namen der Stiftung halte, beschliesse ich jeweils mit der Aussage, dass wir uns mit der Stiftung auf einer «mission impossible» befinden. In den gut 25 Jahren seit ihrer Gründung hat sich die Lage noch einmal verändert. Es ist noch einmal schwerer geworden, für einen derart sorgfältig ausdifferenzierten Gehalt, wie er in den mahnenden Worten des Einsiedlers greifbar wird, Interesse und Verständnis zu finden. Am ehesten gelingt das in der deutschsprachigen Schweiz mit dem Werk des Chansonniers *Mani Matter*. In ihm sind leidenschaftlich durchdachte Wahrheiten in scheinbar ganz einfache, sofort faszinierende Geschichten, Sprachbilder und freundliche Melodien gepackt. Bis heute spricht das Kinder, Jugendliche und Erwachsene an und weckt Fragen und ein Interesse für

das, was da zum Klingen kommt. Viele erfassen intuitiv, dass uns damit etwas Kostbares gegeben ist. Aber bislang hat kaum jemand umsichtig herausgearbeitet, warum das so ist, und was uns dieses Werk weit über seinen ersten Eindruck hinaus erschliesst. Deshalb habe ich mich entschlossen, in der nächsten Zeit mit einer Trilogie über Mani Matter unterwegs zu sein, um zu erfahren, ob sich so ein neues Interesse wecken lässt für den geistigen Gehalt, dem die Stiftung verpflichtet ist. Bruder Klaus von Flüe lebte und wirkte in der spätmittelalterlichen Zeit, in der das ganze Volk ganz selbstverständlich unter dem Namen des dreieinigen Gottes stand. Die Gesellschaft war – zumindest dem äusseren Schein nach – geschlossen christlich. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, welche die moderne Weltbeherrschung möglich machen, begannen erst in ersten Ansätzen ihre Macht zu entfalten. Es gab keine schlagkräftigen Gründe, die Gültigkeit der überlieferten Glaubenswahrheiten in Zweifel zu ziehen.

Das hat sich seither mit weit ausgreifenden Folgen verändert.

Deshalb ist es wichtig, die Tragkraft dessen, was Bruder Klaus anmahnt, auch im Gegenüber zu den modernen Entwicklungen herauszustellen. Das lässt sich besonders ergreifend tun mit Hilfe dessen, was der «Vater der armenischen Waisenkinder», *Jakob Künzler*, auf seinem Lebensweg erkannt, geleistet und mit manchmal unfassbar harten, dann wieder wunderbar tröstenden Worten beschrieben hat. Künzler hat sich mit bewundernswertem Geschick die Kenntnisse und Kunstgriffe der modernen Medizin angeeignet und hat sofort die Möglichkeiten vom neu erfundenen Automobil und Flugzeug genutzt. Er hat aber hautnah, ohne zu fliehen, auch das Grauen vom modernen, staatlich perfekt organisierten Massenmord miterlebt und zahllosen Opfern Schutz und Hilfe geboten. Und er hat dabei jeden Tag frische Schaffenskraft geschöpft aus dem, was Bruder Klaus als die grösste Gabe der Liebe lobt. Seinem Werk ist deshalb ein Kurs gewidmet, zu dem die Stiftung in verschiedenen Regionen einladen möchte.

---

«Von Liebe wegen»:

**Die Installation zum Bruder-Klausen-Brief in Winterberg ZH  
Kreuzung Schürliacherstrasse und Schnällböcklerstrasse**

Bis Ende 2023 auf Anfrage zugänglich

Tage der Offenen Tür

Samstag, 4. November 2023, 13.30 bis 17 Uhr

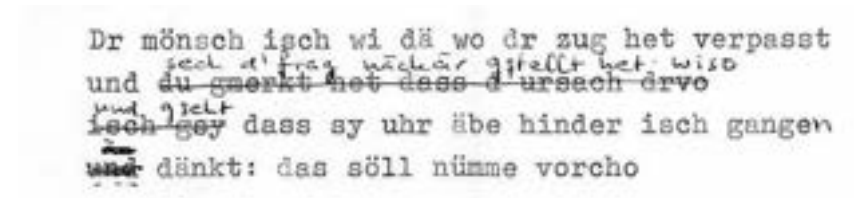
Sonntag, 5. November 2023, 13.30 bis 17 Uhr



---

«Wie gseit»

**Mit Mani Matter lachen und weinen über Politik, Kirche und Kunst**



Freitag, 24. November 2024, 19.30 Uhr

Kirchgemeindehaus Zürich-Oerlikon

«i de gottvergässne stedt»

Mittwoch, 29. November 2023, 19.30 Uhr

Kirche Zürich Oberstrass

«die banausenhaften Chüe»

Datum und Ort des dritten Abends werden auf der Homepage der Stiftung publiziert. Ebenso weitere Orte und Daten im Jahr 2024

**Ein dreiteiliger Kurs zum Lebenswerk Jakob Künzlers**



1. Teil: Die Macht des Könnens und des Geldes – und die Macht des Vertrauens
2. Teil: Die Mächte der Sippe und Freundschaft – und die Macht des Geistes
3. Teil: Die Macht der Waffen und der Verträge – und die Macht der Hoffnung

**Kirche Bettingen BS**

(der Kurs wird in zwei Zeitfenstern geführt)

Donnerstag, 26. Oktober 2023, 14.30 und 19.30 Uhr

Donnerstag, 9. November 2023, 14.30 und 19.30 Uhr

Donnerstag, 23. November 2023, 14.30 und 19.30 Uhr

**Kirchgemeindehaus Zweisimmen**

Montag, 12. Februar 2024, 20 Uhr

Montag, 19. Februar 2024, 20 Uhr

Montag, 26. Februar 2024, 20 Uhr

**Gottesdienst in Bettingen BS**

Sonntag, 7. Dezember 2023, 10 Uhr



Stiftung Bruder Klaus  
Postfach 436  
3770 Zweisimmen  
info@stiftungbruderklaus.ch  
www.stiftungbruderklaus.ch  
PC 49 - 80 000 - 6  
IBAN CH95 0900 0000 4908 0000 6

Kontakt:  
Pfr. Dr. Paul Bernhard Rothen  
Präsident  
Lindenstrasse 9  
8307 Effretikon  
pbrothen@stiftungbruderklaus.ch  
079 594 58 94



Brigitte und Daniel Zeller-Mathis  
Sekretariat  
Bahnhofstrasse 5  
3770 Zweisimmen

**Die Stiftung Bruder Klaus** dient dem geistigen Gehalt, wie er im Brief des Einsiedlers vom Ranft an den Rat von Bern zum Ausdruck kommt. Diesen Gehalt zum Nutzen der Familien, der politischen Gemeinwesen und der Kirchgemeinden und Kirchen zu erneuern, zu stärken und zu klären, vorrangig in der Schweiz, ist der Zweck der Stiftung.

*Stiftungsstatut vom 4. Dezember 1996.*

*Die Stiftung ist von der Steuerverwaltung des Kantons Bern aufgelistet unter den voll steuerbefreiten Institutionen. Vergabungen und Spenden an die Stiftung sind demnach von den Steuern abziehbar.*



# G Stiftung Bruder Klaus

